

Nr. 278 — Bydgoszcz / Bromberg, 4. Dezember — 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(18. Fortsetzung.)

Pablo Martinez hat Mühe, mit den langen Beinen Jensens Schritt zu halten. In kurzem Abstand hinter ihm trippelnd redet er mit erregter Stimme und fliegenden Händen auf ihn ein. Doch Jensen hört ihn kaum, seine Lippen murmeln zerhackte Flüche. An einer Ecke verabschiedet sich der atemlose Anwalt. „Was soll ich Mister Collins berichten, Herr Jensen?"

„Sagen Sie ihm", bellt dieser, „daß ich fertig bin mit der Dodson Company. Sagen Sie ihm, daß ich mit einem verblendeten Narren, wie diesem Leßner, nichts mehr zu tun haben will. Und wissen Sie, wer der größte Narr bei der Sache war? — Ich! Aber jetzt mache ich reinen Tisch und dann auf nach Venezuela! In einer Stunde komme ich nach zu Collins!"

Fünfzig Schritte hinter dem erregten Paar gehen stumm Vic Kroll und Frank Leßner. Es ist nicht so sehr der Gegensatz der letzten Minuten, der sie schweigen läßt, es ist vielmehr das bedrückende Gefühl, daß zum erstenmal seit Jahren eine Macht zwischen sie getreten ist, die ihre festgefügte Freundschaft zu zertrümmern droht. Jeder von ihnen ist zwar von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt, jeder grollt dem anderen stärker, aber ist in beiden das Bewußtsein, daß sie gerade jetzt, in diesem entscheidenden Abschnitt ihres Lebens, fest zusammenhalten sollten. Noch ist dieses Bewußtsein mächtiger als das Gift der Geldgier, dieser Seuche von Tampico, die in ihr Blut gedrungen ist.

„Sage endlich, was deine Absicht ist!" bricht Vic das eisige Schweigen.

„Meine Absicht ist, aus dieser für uns nie wiederkehrenden Gelegenheit soviel Geld wie möglich herauszuschlagen. Wer mir mehr bietet, mit dem geh' ich!"

„Aber bedenk doch, Frank, daß Legueiro der Mörder Dodsons ist!"

„Das ist nicht erwiesen! Ich glaube es nicht!"

„Du *willst* es nicht glauben, Frank!"

Frank zuckt ungeduldig die Achseln. „Für solche Sentimentalitäten ist jetzt nicht die Zeit. Geschäft ist Geschäft und Legueiro bietet uns die größeren Vorteile. Unser guter Freund Gus aber schiebt uns zur Seite, speist uns mit einem Bettel ab. Hat nicht Legueiro ganz richtig gesagt, daß wir die wichtigsten Personen bei diesem Ölgeschäft sind?"

„Sei doch vernünftig, Frank! Denk doch auch darüber nach, was Gus über Legueiro und die Vulkan Company gesagt hat!"

„Er hat nicht objektiv gesprochen. Dazu ist sein Haß gegen den Indio wegen der Sache mit Luise viel zu groß."

„Aber Unsinn", fährt Vic zornig auf ihn los, „haben denn die paar fraglichen Prozente mehr dich so verblendet, daß du jedes klare Denken, jedes Gefühl der Dankbarkeit gegen Dodson und Jensen vergißt? Wir haben beide zugesagt und wenn du dein Wort brichst, dann bist du ein —"

„Ein Schuft, sag's nur heraus!"

Vic gibt keine Antwort. Wortlos gehen sie nebeneinander weiter, aber die unsichtbare Schranke zwischen ihnen ist höher geworden. Nicht mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit läßt Frank nach einiger Zeit das Gespräch doch wieder fortsetzen, sondern nur Vernunftgründe, Sorge um das bedrohte Geschäft.

„Durch diese verdammte Option sind wir nun einmal aneinander gebunden. Ich will dir und deinem Freund Gus entgegenkommen. Gib acht, das ist meine endgültige Entscheidung: in sechs Monaten, am 15. Juni, läuft unsere Option ab. Wenn sie bis dahin nicht ausgenützt ist, haben wir beide nichts. Legueiro wird sicher mit allen seinen Machtmitteln den Beginn der Bohrungen zu verzögern versuchen. Wir werden seine Hand schon beim Abschluß des Pachtvertrages zu spüren bekommen, mehr noch beim Ansuchen um die Bohrbewilligungen und um die Erlaubnis zum Bau der Zufahrtstraßen. Welche Schwierigkeiten er uns als Arbeiterführer von Tomaulipas dann noch in den Weg legen wird, ist gar nicht auszudenken. Bei den jetzigen Verhältnissen in Mexiko kann heute oder morgen ein Gesetz erscheinen, das auch die Pacht neuen Öllandes von der mexikanischen Staatsbürgerschaft abhängig macht, wie es ja beim Kauf heute schon durchgeführt ist. Ich stelle also meine Option für drei Monate der Dodson Company zur Verfügung. Bis 15. März muß sie den Pachtvertrag abgeschlossen haben. Ist das nicht der Fall, so gebe ich meine Rechte der Vulkan Company und rate dir dringendst, dasselbe zu tun. Denn nur dadurch schützen wir uns vor einer etwaigen vollkommenen Entwertung unserer Rechte. Und das war wohl nicht Dodsons Absicht, als er uns die Option vermachte."

Vic hat aufmerksam den Auseinandersetzungen seines Partners zugehört, und mußte ihm widerwillig recht geben. „Gut, Frank, damit bin ich einverstanden. Überlasse die Aussprache mit Gus lieber mir, denn es hat heute schon genug Ausbrüche gegeben."

„Schön! Ich gehe inzwischen ins Imperial und erwarte dort deinen Bescheid." Ein kühler, flüchtiger Händedruck besiegelt die Verwandlung der beiden Freunde in Geschäftspartner.

*

An dem großen Tisch in der Mitte der Küche von Mutter Dolores' Pension steht mit hochgeröteten Wangen Luise und betrachtet mit stolzen Augen den durchsichtigen Teig des Wiener Apfelstrudels, den sie heute als besondere Überraschung den Pensionären vorsetzen will. Am Tortillabrett sitzt Mutter Dolores und läßt den Maisteig für die Tortillas taktmäßig niederklatschen. Hier und da schaut sie kopfschüttelnd zu ihrer freiwilligen Gehilfin und denkt voll Sorge, wie ihre hungrigen Gäste von diesem hauchdünnen

Zeug satt werden sollen. Aber sie will das blonde Mädel, das sie vom ersten Augenblick an mit echt südlichem Temperament ins Herz geschlossen hat, nicht durch zweifelnde Fragen kränken, um so mehr als die gegenseitigen, spärlichen Sprachkenntnisse eine Unterhaltung über einen so schwierigen Gegenstand, wie es der Apfelstrudel ist, sehr erschweren würden. Sie hat nur stillschweigend die doppelte Menge Tortillas angeknetet.

Dröhnend fällt die Eingangstür zu, die ganze Baracke zittert und Mutter Dolores denkt erschrocken an ihre morschen Wände. Luises Augen springen zur Tür, durch die mit finsterem Gesicht Gus eintritt. Ehe ein Wort gefallen ist, fährt Mutter Dolores noch einmal erschrocken zusammen, denn ein zweites Mal kracht die Eingangstür ins Schloß.

„Santa Maria, was ist denn geschehen?"

Hinter Gus erscheint das verdrießliche Gesicht Vics. „Auf einen Moment, Jensen!" zieht er den Widerstrebenden auf den Gang zurück, „ich habe mit Leßner gesprochen und wir sind gemeinsam zu folgendem Entschluß gekommen." Mit undurchdringlicher Miene hört Gus die Bedingungen der beiden Optionsinhaber. Dann stellt er sich mit verschränkten Armen vor Kroll auf: „Zur Hölle mit eurer Option! Macht, was ihr wollt! Ich gehe nach Venezuela!"

„Ihr letztes Wort, Mister Jensen?"

„Mein letztes Wort!" Gus macht kehrt und schlägt die Küchentür dröhnend hinter sich zu. —

Eine Viertelstunde später gab es für die Gäste von Mutter Dolores eine Überraschung. Der lange Gus, der sagenumwobene Contractor der Huesteca Company, thronte auf dem Ehrenplatz des langen Tisches. Aber heute strafte er die zahllosen, lustigen Anekdoten, die man sich von ihm erzählte, Lügen. Wortlos, mürrisch löffelte er seine Suppe, kaute apathisch das zähe Beefsteak und würdigte die schmackhaften Tortillas kaum eines Blickes. Luise, die neben ihm saß, hatte vergebens versucht, den Grund seiner Verstimmung zu erfahren. Die ganze Freude war ihr verdorben, sie merkte kaum die neugierigen, gespannten Gesichter, als sie nun auf einem langen Brett ihr wohlgelungenes Kunstwerk hereinschleppte.

„Hallo, Apfelstrudel!" begrüßt jubelnd ein einsamer Österreicher unter der Tafelrunde den Gruß aus der Heimat. Und bald verstehen und teilen auch die anderen seine Freude. Der Strudelberg wird mit unglaublicher Schnelligkeit kleiner und kleiner. Luise hat für Gus das schönste und größte Stück ausgesucht, nimmt die Streudose und häuft eine dicke Schicht Vanillezucker darüber.

„Schmeckt es Ihnen, Herr Jensen?" fragt sie ängstlich.

„Ja, nicht übel!" Gus kaut anerkennend mit vollem Mund und glättet die düster gefaltete Stirn. „Noch ein Stück, bitte!"

Luise rettet, was noch zu retten ist, und schaut mit fast mütterlichem Stolz zu, wie Gus aufräumt. Beim sechsten Stück schüttelt er endlich geschlagen den Kopf. „Ich kann nicht mehr, Fräulein Luise! Bin heute nicht bei richtigem Appetit, habe mich zu viel geärgert!"

„Sagen Sie doch endlich, was eigentlich geschehen ist! Sie sind verstimmt, Kroll ist mit wütender Miene hinausgeschossen, und Leßner hat sich überhaupt nicht blicken lassen!"

Gus fährt in die Höhe, der versöhnliche Abschluß des Essens hat seine Wirkung verloren. „Möchte es ihm auch nicht raten", donnert er durch das Zimmer, das sich inzwischen geleert hat. „Ihr Landsmann hat sich fein aufgeführt! Die Dodson Company ist ins Wasser gefallen!"

„Was werden Sie machen?"

„Ich werde das machen, was ich von allem Anfang an hätte machen sollen. Ich werde den Managerposten in Venezuela annehmen und in acht Tagen abreisen."

Luise macht hilflose, entsetzte Augen. Gus kennt diese Augen, es sind dieselben, die ihn damals gezwungen haben, die Faust zu ballen und Legueiro niederzuschlagen. Er sieht auch vorsichtshalber gleich weg, denn er will heute fest bleiben. Auch wenn sie bittet, er will diesmal nicht nachgeben. Die Hände auf dem Rücken, geht er hin und her und wartet kampfbereit auf die Antwort, hat schon das kurze, harte „Nein!" auf der Zunge.

Luise hat den ersten Schreck über die unerwartete Nachricht überwunden. Sie fühlt instinktiv, daß das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen ist. Ihre Blicke folgen dem erregt auf und ab Stampfenden und ein schlaues Lächeln huscht über ihr Gesicht: „Fabelhaft, Herr Jensen! Da fahren wir ja fast gleichzeitig. Denn mein Dampfer geht schon in vier Tagen! Nicht erst in drei Monaten, wie Sie herausfanden."

Gus bleibt wie vom Donner gerührt stehen. Verdammt, geht denn heute alles anders, als er sich's vorstellt! Seine männliche Eitelkeit ist vorbereitet gewesen auf Tränen und Bitten, und statt dessen trumpft sie auf! Ja, verdammt noch einmal! Mit einem Sprung steht er vor ihr und schreit ihr in das lächelnde Gesicht: „Sie werden nicht in vier Tagen fahren!"

Luise steht wortlos auf, nimmt den Teller und zwängt sich an ihm vorbei zur Tür. Dort bleibt sie noch einmal stehen und sagt kühl und unnahbar: „Und ich werde doch in vier Tagen fahren!"

Gus faßt mit schnellem Griff die Klinke der schon halboffenen Tür und verstellt ihr den Ausgang: „Verdammt, Sie werden nicht fahren!"

„Wenn Sie in acht Tagen nach Venezuela fahren, dann fahre ich eben in vier Tagen nach Hause! Lassen Sie mich doch hinaus!"

Gus tritt unwillkürlich ein wenig zur Seite. Sie muß dicht an ihm vorbei, er fühlt den Duft ihrer Haare, sieht ganz nahe vor sich die trotzig aufgeworfenen Lippen, die ärgerlich gefurchte Stirne. „Fräulein Luise", sagt er wie unter einem inneren Zwang, „— und wenn ich nicht nach Venezuela fahre?"

Luise dreht den Kopf zurück, ihre Stirne ist glatt und ihre Augen lachen. „Dann . . ." Sie zuckt vielsagend die Achseln und eilt in die Küche. Mutter Dolores empfängt sie mit einem Schwall neugieriger Worte. Aber Luise legt den Finger an den Mund und horcht. Sie hört schwere Schritte die Stufen hinuntereilen, hört die Eingangstür dröhnend ins Schloß fallen. „Mutter Dolores, Mutter Dolores", jubelt sie, „er bleibt!"

*

Im Zimmer der beiden Deutschen im Hotel Imperial war dicke Luft. Kroll hatte seinem Freund von der ereignislosen Unterredung mit Jensen berichtet und nun kroch in beiden der Zweifel hoch, ob die von ihnen verschuldete Entwicklung der Dinge auch die beste und vernünftigste sei. Statt sich über Jensens Absage, die den Weg zur Vulkan Company freimachte, zu freuen, ging Leßner, der Hauptschuldige, in finsterem Brüten auf und ab. Die gleißnerische Freundlichkeit, mit der Legueiro ihn gewonnen hatte, schien ihm plötzlich nicht mehr so echt und aufrichtig, die lockenden Versprechungen, nach denen er bedenkenlos geschnappt hatte, schienen nicht mehr so verläßlich und vertrauenswürdig. Je mehr der Glorienschein, den der rasch entflammte Frank um diesen Mann gelegt hatte, verblaßte, um so klarer und treuer erstand wieder die harte, eckige Figur Gus Jensens, die die Geldgier verwischt und verzerrt hatte. Das untrügliche, nur vorübergehend zurückgedrängte Gefühl für wahre Freundschaft und Verläßlichkeit gewann wieder langsam die Oberhand. Uneingestanden fühlten sie sich allein, verlassen, verloren, seit Gus seine derbe Hand von ihnen abgezogen hatte, ein leiser Schauer der Machtlosigkeit, ja fast der Angst keimte in ihnen auf bei dem Gedanken, daß dieser schillernde, blendende Legueiro ihr Partner auf diesem Wege sein sollte.

Der Fernsprecher schrillt in ihr gedankenschweres Schweigen. Frank nimmt zögernd den Hörer. „Hier Frank Leßner . . ." Sein Gesicht erstarrt, er setzt den Hörer ab und legt die Hand auf die Sprechmuschel. „Vic, die Huesteca ruft an!"

Vic springt auf und nimmt ihm energisch den Hörer aus der Hand. „Hier Victor Kroll. — Mister Collins? Ja, bitte? . . . Wir sind in fünf Minuten bei Ihnen. Mister Collins!"

Er hängt ab, ein erleichtertes Aufatmen drängt den bleischweren Druck aus dem Zimmer, aus der ganzen Welt.

„Was wollte Collins, Vic?"

„Wir sollen sofort in die Huesteca kommen, den Vertrag unterschreiben. Unsere Bedingungen sind angenommen."

„Und Jensen?"

„Jensen ist auch drüben. Er hat ja das Ganze eingeleitet. Komm!"

(Fortsetzung folgt.)

Uraufführung nach 84 Jahren.

Schumanns einziges Violinkonzert.

Von Professor Georg Schünemann.

Bei der Jahrestagung der Reichskulturkammer am 26. November erlebte im Deutschen Opernhaus in Berlin das nachgelassene und einzige Violinkonzert Robert Schumanns seine Uraufführung. Ausführende waren der bekannte Geiger Prof. Georg Kulenkampff und die Berliner Philharmoniker unter Leitung von Generalmusikdirektor Karl Böhm. Die erste öffentliche Aufführung findet in Düsseldorf statt. Über die Schicksale dieses Violinkonzerts, über die in den letzten Monaten in manchen Zeitungen des Auslands die merkwürdigsten Dinge zu lesen waren, macht in nachfolgendem Artikel Professor Schünemann, der Leiter der Musikabteilung der Preuß. Staatsbibliothek, authentische Mitteilungen.

Am 21. September 1853 trägt Robert Schumann in sein sorgsam geführtes Tagebuch ein: „Stück für Violine angefangen". In den nächsten Tagen arbeitet er „fleißig" wie er schreibt, und schon nach einer Woche ist er mit dem Entwurf fertig. „Das Konzert für Violine beendigt", lautet die Eintragung vom 1. Oktober, „Brahms zum Besuch (ein Genius). Abends Einweihung des Flügels im Verein." Die nächsten Tage werden auf die Instrumentation verwandt, bis am 3. Oktober das Stück vollendet ist.

Es waren glückliche Tage, in denen die Arbeit begonnen und beendet wurde: Johannes Brahms war am 30. September aus Hamburg gekommen und hatte mit seiner Musik gleich die Herzen von Robert und Clara Schumann gewonnen". „Er spielte uns Sonaten, Scherzos etc. von sich, alles voll überschwenglicher Phantasie, Innigkeit der Empfindung und meisterhaft in der Form", so erzählt Clara Schumann. Es wurde gemeinsam musiziert, Clara Schumann spielte Klavier, Lieder von Brahms und Robert Schumann wurden gesungen, Brahms phantasierte im freien und strengen Stil — Tage und Wochen, die lange in Schumann nachklangen und in seinem letzten Aufsatz „Neue Bahnen" verklärenden Nachklang gefunden haben.

In dieser herrlichen, so ganz musikerfüllten Zeit entstand Schumanns Violin-Konzert aus d-moll — ein Werk, das seine „Phantasie für Violine" noch übertreffen und vor allem auch wirksamer und musikalisch reicher werden sollte. Schuman schreibt am 7. Oktober, daß sein neues Violin-Konzert „ein Abbild von einem gewissen Ernst gibt, hinter dem oft eine fröhliche Stimmung hervorsieht". Es lag ihm sehr viel an dem neuen Stück, er hätte es am liebsten in einem der nächsten Düsseldorfer Konzerte zusammen mit der Egmont-Ouvertüre und Gesangstücken herausgebracht.

Er schickte daher das Konzert gleich nach der Fertigstellung am 7. Oktober an Joachim mit der Bitte, ihm alle Stellen anzugeben, die nach Unausführbarkeit schmecken". Joachim scheint seinen Wunsch auch erfüllt zu haben, denn wir besitzen eine Abschrift des Konzerts, in der Schumann einige Verbesserungen angebracht hat. Auch in einem Klavierauszug, der lediglich Schumanns Überschrift zeigt, stehen die gleichen Änderungen. Schumanns Herzenswunsch, das Konzert in Düsseldorf herauszubringen, ging aber nicht in Erfüllung. Wenige Wochen nach der Vollendung mußte er auf das Vorgehen der Konzertleitung hin den Taktstock niederlegen und alle Hoffnungen auf weitere Konzertaufführungen begraben.

Zur Aufführung des Stückes ist es auch später nicht gekommen. Joachim, der das Manuskript des Konzerts besaß, hat es niemals öffentlich gespielt, und andere Musiker erfuhren kaum von diesem unaufgeführten Konzert. So kam es zu Legendenbildungen, die bis in unsere Tage hinein die seltsamsten Blüten getrieben haben. Tatsache ist, daß das Konzert mit sämtlichen Abschriften im Jahre 1907 von der Preußischen Staatsbibliothek erworben wurde, und daß an den Kauf die Bedingung geknüpft war: das Werk solle erst 100 Jahre nach Schumanns Tod zur Veröffentlichung gelangen. Diese Bedingung wurde auf meine Bemühungen hin fallen gelassen, sodaß nunmehr die erste Ausgabe und Aufführung des Konzerts stattfinden kann. Dieser Weg war nicht so leicht zurückzulegen, wie es scheinen mag. An Widerständen und Schwierigkeiten hat es nicht gefehlt, und die Erschließung der Handschrift selbst stellte gleichfalls schwere Fragen. Alle diese Mühen fanden in dem nun wieder erschlossenen Konzert reiche Belohnung. Es ist wirklich ein Stück von ungewöhnlicher Kraft und Fantasie, konzertant in der Anlage, wirksam im Aufbau und mitreißend in dem Schwung der Ideen.

Seit Schumanns Niederschrift sind 84 Jahre vergangen. Das Konzert kommt heute, bei seiner ersten Aufführung, in eine musikalische Welt, die für romantisches Schwärmen und Musizieren wieder Empfinden besitzt und ein neues Werk von Schumann mit jener Freude aufnehmen wird, mit der wir ein wieder entdecktes Meisterwerk der bildenden Kunst begrüßen. „Nach Schönheiten braucht man nicht zu suchen", um mit Schumann zu sprechen, „sie kommen uns entgegen und gewinnen, je öfter man sie beleuchtet."

Das Bombardement von unten.

Erlebtes von Gerhard Siegel.

Es war noch in den Anfangsjahren des Segelflugs, als auf der Wasserkuppe die Rhönindianer leibhaftig herumliefen. Allmählich entstanden damals überall in Deutschland kleine Gruppen, die Sonntag für Sonntag irgendwo auf windigen Drahtkommoden Sprünge und Hopser ausführten, die man stolz mit Segelfliegen bezeichnete.

Ich zog damals mit einer kleinen Schar Studenten in ein mitteldeutsches Gebirge, wo wir unsere Ferien als zünftige „Galgenvogelindianer" teils in der Luft, teils in der Werkstatt verbrachten.

Unsere Anfänger waren über die ersten Prüfungen hinaus. Wir warteten alle sehnsüchtig auf „pfundigen" Segelwind. Sieben Anwärter auf die C-Prüfung liefen bereits mit wallenden Vollbärten herum, da es nach geheiligten Bräuchen der Segelflieger verboten war, sich zu rasieren, bevor man die C-Prüfung geschafft hatte. Innerhalb eines Kurses natürlich . . .

Das Windlied, das erst nach siebenwöchigem Ausbleiben jeder frischen Briese angestimmt werden durfte, war trotz peinlicher Beachtung sämtlicher vorgeschriebenen Zeremonien erfolglos geblieben. Tag für Tag brannte die Sonne auf den Schnee. Wir wurden braun wie die Indianer. Aber ein noch so unfreundlicher Westwind wäre uns willkommener gewesen.

Dann war zur Abwechslung der Fliegerberg in dicken Nebel gehüllt, so daß man kaum noch die eigene Nasenspitze sehen konnte. Aber Wind kam keiner. Trübselig baumelte der Windsack von der Stange.

Endlich entschlossen wir uns zum äußersten. In einer der nächsten Nächte — es war im Kalender Vollmond angesagt — zog ein Zug seltsam vermummter Gestalten auf den Berg und stellte sich im Kreis um den Mast, von dem der Windsack regungslos herunterhing. Einer löste sich unter feierlichem Gesang aus dem Kreis und erkletterte den

Mast, band an das Ende des Windsackes eine Schnur und rutschte wieder herab. Dann wurde diese Schnur unter atemlosen Schweigen in Ostlichtung gezogen und an einen Baum festgebunden. Schließlich kletterte einer nach dem anderen den glatten, eisigen Mast hinauf und blies dreimal in den also ausgerichteten Windsack.

Am nächsten Morgen wehte ein steifer Nordwind. Wir waren wirklich Prügel wert: Hatten wir uns doch tatsächlich bei Bestimmung der Ostrichtung mittels Taschenuhr und Vollmond geirrt und den Windsack viel zu weit südlich festgebunden, so daß nun der muntere Nord durch ihn hindurchfauchte . . .

Ein Nordhang war ja da. Aber was für einer! — Kanonen waren an ihm herumgesegelt, meist jedoch bald heruntergekommen. Der Hang war sehr zerklüftet, und man mußte fortwährend kurven. Doch wozu ist man Fluglehrer! Also: Kiste rrraus!!

Los!! Seit zwei Monaten hatte ich nicht mehr am Steuerknüppel gesessen. Schon war ich oben. Der Steiggeschwindigkeitsmesser stand auf 2 bis 3 Meter in der Sekunde.

Als ich dann am Ende des Hanges einkurvte und zurückflog, sah ich die Rasselbande unten stehen und einen regelrechten Indianertanz aufführen. Allerdings nicht vor Freude, wie ich annahm, sondern vor Kälte, was ich erst nach der Landung erfuhr. Ich selbst merkte dank einer geborgten Lederjacke wenig von ihr, mußte vielmehr mächtig den Steuerknüppel rühren, denn „bockig" war schon gar kein Ausdruck mehr für diese Auswahlsendung von Böen!

Es wurde immer ungemütlicher. Mehr als einmal ging mir die Kiste auf den Kopf, weil die eine Tragfläche und der Schwanz nach oben gerissen wurden und die andere Fläche gleichzeitig nach unten sauste. Dabei war ich immerhin schon etwa 200 Meter über Start hoch.

Ich beschloß, einmal etwas weiter nach dem Dorf zu zu fliegen. Vielleicht war es dort ruhiger.

Als ich den letzten Ausläufer des Hanges unter mir habe, bekomme ich eins auf den Deckel, daß mir fast die Luft ausgeht. In einer wüsten Krampfkurve erreiche ich gerade noch den Hang, um wieder Höhe zu holen . . . Aber ich habe genug, drehe vom Hange weg und fliege weit hinaus in das Vorgelände. Als ich aber zurückkurve, um am Fuß des Hanges zu landen, steigt der Kahn wieder mächtig. Ist mir auch recht, denke ich, dann haben die Kameraden weniger Arbeit mit dem Rücktransport. Also drücke ich den steilen Hang ungefähr in seiner Mitte an, sonne knapp über dem Boden ab und sause in oft geübter Weise den letzten Aufstieg hinan, bis sich die Kiste von selbst hinsetzt. Die Freude meiner Kameraden ist groß; sie sehen ja nur den gelungenen Flug und die Landung, aber die schwierigen Einzelheiten ahnen sie nicht. Da der Wind noch stärker und bockiger wird, breche ich den Flugdienst für diesen Tag ab.

Eine Viertelstunde später stolpern wir den hartgefrorenen Weg zum Dorf hinab. An einer Wegbiegung kommt uns ein Arbeiter vom Straßenbau entgegen: „Halt! Es wird gleich gesprengt!" Wir stellen uns an den Waldrand und warten. Bis ein scharfer Knall ertönt und eine Staubwolke in den grauen Winterhimmel steigt. Die Raketen brechen große Felsstücke aus ihr heraus und klimmen noch viel höher . . .

„Ja", sagt der Arbeiter, der bei uns stehengeblieben ist, „vorhin haben wir vielleicht gelacht! Fliegt da gerade einer hier vorüber, als wir sprengen. Mitten in die Sprengwolke hinein. Aber denkt ihr, ihn hätte ein einziger Brocken getroffen? Nichts zu machen. Fliegt eine Kurve und haut ab, als wäre nichts gewesen . . ."

Während einzelne meiner Kameraden unter ihren Vollbärten erbleichen, versuche ich mir die Überraschung vorzustellen, wenn ich unvermutet einen niedlichen Felsblock als Fahrgast erhalten hätte. —

In der Nacht reißt der Nordsturm unseren Windsack ab und entführt ihn. Wir können am nächsten Morgen singen: Über allen Wipfeln ist Ruh! Es bleibt auch ruhig. Bis wir unsere Kisten zusammenpacken und heimfahren. Danach soll vier Wochen prachtvoller Westwind geweht haben.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

		ten	lie-		
	die	se	sich	wel-	
mer	rol-	die	prom-	be	die
nimmt	ein	im-	und	lang	to
len	fal-	ber	nie	de	frau
en-	tes	mann	ten	ot-	so
	wol-	de	hän-	sind	
		got-	len		

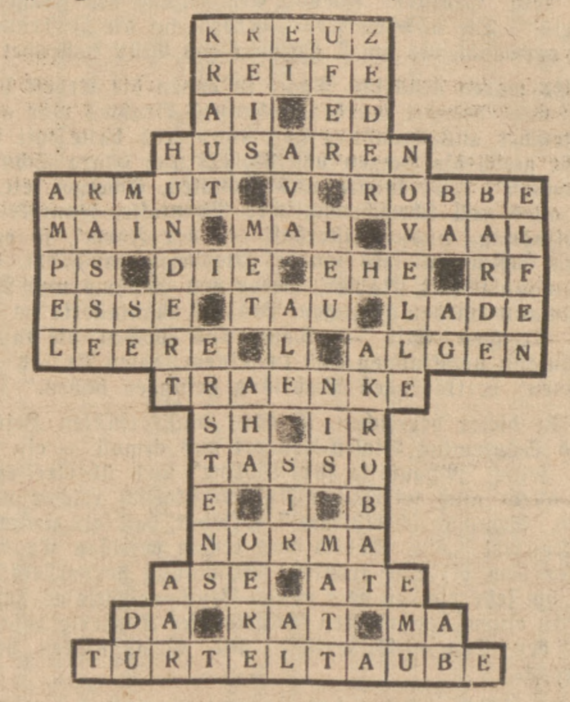
*

Wie heißt der Spruch?

Aus Steinen werden Steinchen —,
Baut kühne Schlösser, schafft und —.
Da glaubt der Mensch, ein Fels zu —!
Was ist der Mensch? — Er hofft und —,
Und Staub ist seine letzte —.
Des Lebens Hammer schlägt ihn —.
Sinkt ein noch größ'rer; seine —!
Doch während sich sein Reichtum —.

Obenstehende acht Zeilen sind einem Spruch von Otto Bromber entnommen, aber rangmäßig durcheinandergebracht. Auch fehlen den Zeilen die Reime, die durch Gedankenstriche ersetzt wurden. Diese Reime (mit „strebt" am Anfang) wurden ebenfalls durcheinandergeworfen; sie lauten kunterbunt: klein, rafft, Spur, hebt, Kraft, nur, sein. Wer setzt das Sinngedicht wieder richtig zusammen?

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 272.



*

Rätsel:
Pa-nora-ma — Panorama.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.